

DIE FACKEL

NR. 222

WIEN, 27. MÄRZ 1907

VIII. JAHR

Kinderschutz

»Redner bespricht unter Zurufen und Unterbrechungen des Vorsitzenden das Vorgehen gegen die polnische Schuljugend in Posen und beantragt eine Resolution, in der verlangt wird, daß der Kinderschutzkongreß Protest gegen die Kindermißhandlung in Posen erhebe. Vorsitzender Vizepräsident Zabusch: 'Das ist ganz und gar undiskutierbar. Es handelt sich da um eine *Angelegenheit eines befreundeten Nachbarstaates*, in dessen innere Angelegenheiten wir uns absolut *nicht einzumischen haben.*' (Lebhafter Beifall.)«

Grell war der Blitz, der den geistigen Horizont der Versammlung erhellte. Daß ein Kinderschutzkongreß die Erinnerung an das Martyrium von 70.000 Kindern nicht nur nicht ablehnen sollte, sondern daß er keinem dringenderen Antrag Folge geben konnte, versteht sich bloß für die Humanität nicht von selbst. Sie respektiert bekanntlich überall die Landesgrenzen, wo es sich nicht — zwischen der Teufelsinsel und Bukarest — um eine Affäre des als international anerkannten Judenleids handelt. Die Entrüstung des Kinderschutzkongresses über den Antrag, sich über die Kindermißhandlung in Posen zu entrüsten, ist freilich wegen der Form, in der sie zum Ausdruck kam, besonders bemerkenswert. Auf dem Schlachtfeld der Humanität hilft die Samariterin Phrase dekrepiten Gedanken auf die Beine. Dabei kommt es nicht einmal auf den humanen Inhalt der Phrase, sondern ausschließlich auf die phrasenhafte Form der Humanität an. Die Phrase kann aus dem Gedankenkreise eines Schusters bezogen sein, sie muß sich nicht auf den Kinderschutz beziehen. Herr Zabusch ist Landesschulrat, nicht Diplomat. Aber die diplomatische Phrase ist das allgemein menschliche Verständigungsmittel, wenn es sich um die Absicht handelt, sich wichtig zu machen. So wird es möglich, daß der Vorsitzende eines Kinderschutzkongresses plötzlich von den »Angelegenheiten eines befreundeten Nachbarstaates« spricht, in die »wir uns nicht einzumischen haben«. Ist Preußen mit ihm befreundet? Ist es, weil er in Böhmen zu Hause ist, sein Nachbarstaat? Oder darf sich Herr Zabusch etwa in die inneren Angelegenheiten Österreichs einmischen? Nicht der Standpunkt ist hier aufreizend, sondern die automatische Bereitschaft der Phrase. Der Standpunkt ist ja ungeheuerlich. »Wenn Gesetze geschaffen werden«, hatte ein Redner in derselben Sitzung gesagt, »so müssen präzise Normen festgelegt werden, wo der Schutz vor Mißhandlung anfängt und wo das Recht der Eltern aufhört«. Doch die Grenze, wo das Recht der Eltern aufhört und wo die Mißhandlung durch den Staat anfängt, ist in keinem Fall bestimmbar. Bloß die Landesgrenze hat hier der Kinderschutzkongreß im Auge. Aber die Promptheit, mit der dies zugegeben wird, ist verblüffend. Wenn die Posener Kinder-

mißhandlung in einer Diplomatenkonferenz zur Sprache käme, würde sich der Vorsitzende wahrscheinlich mit einem humanen Sprüchlein aus der Affäre retten. In einer Versammlung, deren Tagesordnung die Humanität ist, wird die Sache mit einer diplomatischen Wendung erledigt.

* * *

Corriger la fortune

Unter dem Titel »Wie die 'Neue Freie Presse' aus dem Englischen übersetzt, oder: *corriger la fortune*« berichtet die 'Allgemeine Automobil—Zeitung' (vom 10. März 1907) unter anderm:

»In ihrer Sport—Rubrik vom 27. Februar d. J. veröffentlicht die 'Neue Freie Presse' einen Artikel: 'Ein Europäer über amerikanische Wagen', und zwar mit Zitat der englischen Fachzeitschrift 'The Motor'. Die 'Neue Freie Presse' übersetzt einen Passus folgendermaßen: Schon bei oberflächlicher Betrachtung des Straßenlebens läßt sich übrigens konstatieren, daß die europäischen Wagen stark in der Majorität sind. Die Marken de Dion, Brasier, Renault, Darracq, Fiat, Itala, Mercedes sind sehr en vogue und scheinen von den amerikanischen Automobilisten ihrer heimischen Produktion unbedingt vorgezogen zu werden. Allerdings muß hinzugefügt werden, daß in anderen Staaten der Union der amerikanische Wagen einen stärkeren Absatz hat.' Das englische Original ('The Motor' vom 5. Februar 1907) lautet aber ein wenig, anders: 'Still, judging the automobile from the point of view of the man in the street, foreign cars holds first position in New—York. Renault, Panhard, Charron, Brasier, Fiat and Mercédès make a far better showing than the generality of American machines, and seem to be preferred by wealthy New—Yorkers to the homemade article. In the inland districts foreigners have not met with the same amount of success.' Die 'Neue Freie Presse' hat also, wie man sieht, bei der Übersetzung ein wenig 'das Glück korrigiert', das heißt, sie hat den Bericht *gefälscht*, indem sie die in dem Artikel des 'Motor' erwähnten Marken *nicht alle* erwähnt, hingegen *andere* in ihre Übersetzung *ingeschmuggelt* hat, die im Original *fehlen*. Im Original sind Panhard und Charron erwähnt, hingegen kommen Dion und Itala nicht vor. In der Übersetzung der 'Neuen Freien Presse' sind Panhard und Charron verschwunden und durch Dion und Itala 'ersetzt'. Das ist also eine *direkte Fälschung*, denn die 'Neue Freie Presse' zitiert das englische Fachblatt 'The Motor', so daß ihre Leser glauben müssen, 'The Motor' habe gesagt, daß die in Amerika in der Majorität befindlichen europäischen Marken *Dion, Brasier, Renault, Darracq, Fiat, Itala, Mercedes* seien. 'The Motor' erwähnt aber: Renault, *Panhard, Charron, Brasier, Fiat und Mercedes*'. ... Die Frage, warum die 'Neue Freie Presse' den Bericht von 'The Motor' einerseits durch Hinweglassung, andererseits durch Hinzufügung einiger Namen korrigiert hat, braucht eigentlich kaum beantwortet zu werden. Die Sache ist zu durchsichtig: Panhard und Charron *inserieren nicht* in der 'Neuen Freien Presse', folglich — hinaus mit ihnen aus dem Verzeichnis der in Amerika stark vertretenen europäischen Marken! Dion und Itala inserieren — also hinein mit ihnen! Das ist eine

nackte Fälschung, die aufzudecken wir nicht gesäumt haben ... Die 'Neue Freie Presse' kann nichts tun, als sich 'in vornehmes Stillschweigen hüllen'. Aber wir stehen nicht an, zu sagen, daß es eine Schmach und Schande für die ganze Journalistik ist, wenn eine solche Fälschung, wie die von uns aufgedeckte, in einem Blatte vom Range der 'Neuen Freien Presse', vorkommen kann ... «

Auch die Marke Darracq scheint nach dieser Gegenüberstellung erst von der 'Neuen Freien Presse' in Amerika eingeführt worden zu sein. — Wenn ein Blatt, das seinen Herausgebern alljährlich die Zinsen eines Millionenkapitals abwirft, zu solchen Mitteln des gemeinsten administrativen Betruges greift, darf man sich nicht mehr über die Moral eines Standes wundern, der gewohnt ist, die Buchdruckerkunst als ein Bindeglied zwischen der Neugier und der Habgier aufzufassen. Wohl aber darf man sich über die Unempfindlichkeit jener Kreise wundern, die allen Enthüllungen zum Trotz der Autorität einer journalistischen Fälscherbande ihre eigene Autorität zum Opfer bringen. Über die Hartschwieligkeit der Hände eines Unger, eines Klein, eines Böhm—Bawerk, eines Schönborn, die noch immer vor der Hand eines Benedikt nicht zurückscheuen. Und über die Gottverlassenheit eines gläubigen Staates, der durch den Mund seiner Minister bekennt, daß er ohne die 'Neue Freie Presse' nicht regiert werden könne.

Das Stammbuch

Die Wetti hatte ein Stammbuch. Wie sie aber ein keckes, Mädels und obenhinaus war, begnügte sie sich nicht mit Sprüchen und Blumen von Resi und Rosi, sondern da prangten die Größen vom Kärntnertor, vom Burgtheater und Namen, die noch viel gewichtiger waren, sogar ein wirklicher Erzherzog darunter. Als die Franzoseninvasion kam und die hohen Herren, die in die Provinz oder zur Armee geflohen waren, sich ärgerten, daß die hergelaufenen Sansculottes ihre angestammten Paläste bewohnten, die Bürgerschaft unter der unmäßigen Kontribution seufzte, Archive wie Kunstsammlungen auf das grausamste geplündert wurden, da war die Wetti unter den Zufriedenen. Auf dem Wasserglaci gab es ein Kokettieren und Scharmuzieren mit den Parlez-vous, die sich nicht sowohl wie trotzig Sieger als wie galante Franzosen benahmen, in Schönbrunn gab es Paraden, und da man doch einmal nicht mitregierte, war es alles eins, ob der gute Kaiser Franz oder dieser dämonische Napoleon auf dem Kutschbock saß. Es war die beste Gelegenheit, sich an die Herren heranzumachen und mit einem zierlichen Knicks und geheuchelter Schüchternheit das blausamtene Stammbuch zur gefälligen autographischen Eintragung zu überreichen. Übrigens hatte die Wetti Französisch gelernt und konnte ihre Bitte mit einer kleinen Rede ganz gut wirksam unterstützen. So war sie zum Beispiel dem General von Andreossy, dem freundlichen Gouverneur von Wien, nachgelaufen, hatte geknickt und gesagt: Je suis si libre ¹, worauf der Adjutant lächelnd das Büchlein in Empfang nahm. Als sie es ein paar Tage darauf im Palais Kinsky in der Herrengasse abholte, stand ein schöner französischer Vers darin, nämlich:

Ton beau voyage est si loin de sa fin
Et des ormeaux qui bordent le chemin
Tu as passé les premiers à peine;
Au banquet de la vie à peine commencée
Un instant seulement tes livres ont pressé

1 Ich bin so frei.

La coupe, en tes mains encore pleine ².

Eine ganze Stunde saß sie mit ihrer Freundin, der Mali, und einem Diktionär im Salettl und übersetzte. Als sie es aber endlich ganz begriff, da traten ihr die Tränen in die Augen und wenn noch irgendwer in Wien mit der Franzosenherrschaft unzufrieden war: die Wetti nicht.

Hernach blätterte die Mali im Stammbuch und weil wirklich prachtvolle Namen darin waren, nämlich Stefan Edler von Wohlleben, Bürgermeister von Wien und von den Fremden außer dem Herrn von Andreossy auch der große Held Andre Massena duc de Rivoli, sagte die Mali: »Da fehlt nur mehr der Kaiser Napoleon«, und dachte nichts dabei und lachte. Aber der Wetti war der Kamm geschwollen, sie warf das brünette Köpfchen zurück und sagte: »Auf d'Wochen fahrn mir nach Schönbrunn und holen uns die Unterschrift.«

Die beiden Mädels hatten mehrmals Paraden im Schloßhof von Schönbrunn beigewohnt, hatten den Kaiser gesehen, wie er — nach der Schilderung des zeitgenössischen Dichters — die Freitreppe des Schlosses »mehr herab lief als ging,« hinter ihm die Kronprinzen von Württemberg und Bayern als Adjutanten, und wie er dann mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen unbeweglich dastand und mit dem eisernen Blicke des Meisters seine defilierenden Gewalthaufen überschaute. Sie begriffen ganz gut die finstere Größe dieses Mannes und deshalb sagte die Mali: »Mir scheint du bist narrisch.« Aber die Wetti erwiderte: »Der hat a no kan g'fressen.« Und so war die Partie nach Schönbrunn beschlossene Sache.

Da war der Wenzislaus Wopalek, der im Bogen des Schottentores eine kleine Greislerei trotz seiner Jugend selbständig betrieb. Vor ein paar Jahren war er als Stockböhme bei der Taborbrücke hereingekommen, aber die kurze Zeit hatte genügt, ihn zum Urwiener umzuwandeln. Er war fleißig und nüchtern, zum Kriegsdienst freilich nicht recht tauglich, aber das war in dieser Zeit eher ein Vorteil. Dieser Wopalek war vom Vater der Wetti, der selber Parapluiemacher auf der Laimgruben war, zum Bräutigam seiner Tochter ausersehen und obgleich in den unruhigen Zeiten an Heiraten nicht zu denken war, galten der Wopalek und die Wetti für verlobt. Der Wopalek saß den ganzen Tag in seiner Tornische und hütete den Wurstkessel, so daß der angelobten Braut, wenn sie sich nicht langweilen und doch auch nicht im finsternen Gemach bleiben wollte, nichts anderes übrig blieb, als im Augarten, im Prater, auf dem Wasserglacié spazieren zu gehen, allein oder mit der Mali und zu kokettieren. Sie war aber mit ihrem Schicksal zufrieden und brav und wenn es sich um eine Landpartie handelte wie diesmal nach Schönbrunn, versäumte sie nicht den Wopalek zu fragen. Vom Stammbuch wußte der Bräutigam nichts, brauchte er nichts zu wissen, denn sein Verständnis reichte nicht so weit über den Horizont des Wurstkessels hinaus.

»Auf d'Wochen« warteten in der Mariahilferstraße zwei Griechinnen auf den Zeiserlwagen; denn die Wetti und die Mali hatten sich großartig ausstaffiert mit dem zarten griechischen Gewande, das zwar nicht aus Seide war, aber von weitem doch so aussah und so eng am Körper lag, daß kaum ein Hemd darunter ging. Die Büsten wuchsen wie Blumen aus den tief dekolletierten Taillen, es waren zwei vollendete Damen, mit denen niemand unhöflich sein konnte.

2 Deine schöne Reise ist ihrem Ende so fern
Und an den Ulmen, die den Weg säumen
Schritttest Du kaum an den ersten vorbei;
Auf dem Bankett des Lebens, das kaum begonnen hat,
Haben deine Lippen nur einen Augenblick den Kelch berührt,
Aus deinen noch vollen Händen.

Der Septembertag war heiß, das Schloß streckte sich nach beiden Seiten, auf den Obeliskten funkelten die neuen französischen Adler und die Gloriette leuchtete vom blauen Himmel herunter. In all dieser habsburgischen Pracht mit den geschnittenen Allees, den künstlichen Ruinen und Teichen hauste nun der »muttermörderische Sohn der Revolution« wie ein verborgenes Ungeheuer in uraltem Adelsitz. Die Wetti wendete sich resolut an den Offizier der Schloßwache und fragte in untadeligem Französisch, ob sie nicht mit dem Kaiser ein paar Worte sprechen könnte. Der Offizier antwortete deutsch und mit schwäbischem Akzent, daß dies sehr schwer sei, der Kaiser sei beschäftigt, denn er habe an einem Tage dem Papst den Kirchenstaat weggenommen, ein neues Statut für die französischen Universitäten herausgegeben und den Frieden mit Österreich ausspintisiert; die Wetti möge ihr Anliegen in der Kanzlei vorbringen.

»Das geht nicht!« sagte die Wetti, »Ich muß den Kaiser personellement sprechen.«

»Der Kaiser hat befohlen«, sagte der Offizier, »daß alles in der Kanzlei erledigt werde, ausgenommen die allerwichtigsten Meldungen, die er selber übernehmen will.«

Die Wetti stand unschlüssig, die Mali zupfte sie am Kleide, beide knixten, der Offizier salutierte und die Mädchen mischten sich unter die Sparziergänger im Park. Die Wetti hatte ein hartes Schädelchen und wollte ihr Vorhaben durchaus nicht aufgeben. Sehnsüchtig blickte sie nach den Fenstern des ersten Stockes und wirklich, man konnte den Kaiser sehen. Er ging mit hastigem Schritte im Zimmer auf und ab, kam zum offenen Fenster und kehrte wieder um. Einmal blieb er sogar stehen, nahm eine Prise und warf einen Blick über das Blumenparterre, der nicht unfreundlich schien. Die Wetti hieß ihre Freundin warten, ging wiederum zurück zum Wachkommandanten und sagte keck, sie hätte eine wichtige Meldung, und er möge sie zum Kaiser führen.

»A vos ordres«, sagte der Offizier und bot ihr den Arm. in der andern Hand hielt sie das Stammbuch in Seidenpapier gewickelt und hatte doch Herzklopfen, als sie so die Stiege zu den Rosazimmern hinangeführt wurde. Oben angelangt schob der Offizier einen Fauteuil herbei und ging seinen Bericht erstatten. Es dauerte nicht lange, so kam er wieder: der Kaiser diktiert und denkt, bald zu Ende zu kommen. Mademoiselle möge sich so lange bequem machen. Und dann blieb die Wetti allein. Das war eine unruhige Wartezeit. Die griechische Wetti saß in dem hohen, weiten Rokokogemach auf ihrem Fauteuil so wie ein einsamer Spatz inmitten einer Reitschule und versuchte vergebens ihre Angst durch Sprichwörter, wie daß der Napoleon auch noch keinen gefressen habe, zu verscheuchen. Durchs Fenster sah sie in den Park, wo ehrsame Bürger, die Angstbutten auf dem Kopfe, mit Weib und Kind spazierten. Am liebsten wollte sie wieder fort, aber da waren vier ganz gleiche weiße Flügeltüren mit goldenen Leisten und in der Verwirrung hatte sie vergessen, durch welche sie hereingekommen war. Das wäre was Schönes, wenn sie die falsche erwischte und mit dem Kaiser selber zusammenstieße. Also hier geblieben und die französische Anrede wohl überlegt. So mochte sie eine Stunde gewartet haben, als plötzlich die Tür gerade gegenüber aufflog und der kleine Korse hereingelaufen kam wie aus der Kanone geschossen, mitten im Zimmer vor der Wetti stehen blieb und seine kalten, stahlblauen Augen fest auf sie richtete. In ihrem Leben war die Wetti nicht so erschrocken, wie bei dieser unerwarteten Attacke.

»Was gibt's?« fragte Napoleon.

Die Wetti stand auf und weil ihr der Anfang ihrer Rede gar nicht einfal-
len wollte, wickelte sie ihr Stammbuch aus und überreichte es dem Kaiser,
der es schnell aufschlug und durchblätterte. Wie er seinen Blick von ihr abge-
zogen hatte, fand das Mädchen die Sprache und brachte im reinsten Pariser
Französisch ihre Bitte vor. Napoleon war sehr mißtrauisch. Er fürchtete im-
merwährend Verschwörungen. Darum sah er die Wetti mit einem so durch-
dringenden Blicke an, daß der die Tränen in die Augen schossen. Auf einmal
begannt der Gewaltmensch auf eine abscheuliche Weise zu lachen, klappte das
Buch zu, winkte den beiden Dienern an der Türe ab und sagte:

»Gut; zieh dich aus.«

Und ging aus dem Zimmer und nahm das Buch mit. Die Wetti hatte
nicht gut verstanden; wollte, nicht gut verstanden haben, sondern wandte
sich rückwärts, um zu entfliehen. Aber die Türklinken gingen von innen nicht
auf. Sie wurde rot und blaß, sie fürchtete wie die Fliege im Spinnennetz ge-
fangen zu sein. Napoleon kehrte zurück, aufgeräumter als das erstemal und
brachte ihr das Buch aufgeschlagen: da stand über die ganze Seite ein großes
N. Er sagte: »Was soll das. Ich habe keine Zeit für eure Dummheiten.« Die
arme Wetti im Banne des Basilisken ließ sich willenlos in das große Schlafge-
mach führen; sie war kaum ihrer Sinne mächtig, und hier ist zu berichten,
daß in demselben Zimmer, ja in demselben Bette dreiundzwanzig Jahre später
der Herzog von Reichstadt gestorben ist.

Es war schon finster und der Park geschlossen, als die Wetti hinunter-
kam, wo draußen am Gittertor die getreue Mali in hellen Ängsten noch immer
auf die Freundin wartete. Um Gottes Christi willen, wo bleibst denn du so
lang?« Die Wetti gab keine Antwort. Schweigend gingen die beiden durch die
Vordörfer und durch die Mariahilferstraße nach Hause; und wenn er ihr
freundlich gesagt hätte: sie könne wiederkommen, so war sie fest entschlos-
sen, es wirklich zu tun, aber mit einem Fläschchen Vitriol. Die Mali kannte
ihre Freundin und wußte, daß man nur Grobheiten fangen könne, wenn sie
zornig war und da sie dachte, die Wetti habe lange warten müssen und sei
zum Schluß abgewiesen worden, so fragte sie nicht viel, sondern sagte vor
dem Haustor »gute Nacht« und ging.

Die Wetti hatte keine Mutter mehr. Ihrem Vater, dem Parapluiemacher,
erzählte sie unter einem Strom von Tränen und indem sie dabei ihr Seiden-
tüchlein mit den Zähnen zerarbeitete, was ihr passiert war. Auch dieser bie-
dere Altwiener verlor die Fassung: »Der Teufel hat di gritten, daß du hast
müssen zu dem wällischen Hund gehn. Was sollen wir denn jetzt machen?«
Aber die Tochter gewann ihre Fassung wieder: »Mir gehn zum Wohlleben«,
sagte sie, »und zum Herrn Prälat von Schotten.«

»Was sagen mer denn dem Wopalek?« fragte der Parapluiemacher.

Die Wetti zuckte zusammen An ihren Angelobten hatte sie die ganze
Zeit über gar nicht gedacht. Wie sollte man dem Manne hinter dem Wurstkess-
sel dieses unangenehme Erlebnis erklären ?

»Dem Wopalek sagen mir nix«, entschied sie entgeistert.

Am andern Tage schon sprach der gekränkte Vater mit seiner Tochter
bei den beiden genannten Herren vor.

»Was wollts denn von mir?« fragte der volkstümliche Bürgermeister,
»soll ich vielleicht Krieg führen mit ihm? Sechs Kanonen ham mir im Zeug-
haus ghabt und die hat er uns weggenommen.«

Der Prälat von Schotten tat ein Übriges und fuhr beim Gouverneur vor.
Der sagte, nach seiner Ansicht müsse das Mädchen sichs zur Ehre anrechnen,
vor dem großen Kaiser Gunst gefunden zu haben. Er werde übrigens für eine
entsprechende Abfertigung sorgen. Darum war es der Wetti nicht zu tun. Wie

das aber schon in Wien ist, die Geschichte blieb nicht geheim, sie sprach sich herum und wenn viele das Mädchen bedauerten und sehr entrüstet waren, so gab es doch andere, die des Kaisers Meinung von Frauen teilten und sich nicht ausreden lassen wollten, daß die Wetti nur zu dem Zwecke nach dem Schlosse gegangen war, und unter diesen war leider auch der Wopalek, als er durch einen Landsmann von der Sache erfuhr. Er sperrte den Laden um eine Stunde früher und lief mit einem roten Kopfe nach der Laimgrube. Ihm gegenüber fühlte sich die Wetti ganz besonders schuldig, denn nachher und viel zu spät war ihr eingefallen, daß der Napoleon vielleicht von ihr gelassen hätte, wenn sie nicht vergessen hätte zu erwähnen, daß sie verlobt sei. Und warum sie das vergessen hatte, war ihr völlig unerklärlich. Aber in ihrem Gewissen spürte sie, daß darin eine Schuld lag: sie hatte es absichtlich vergessen. Darum ließ sie die Kraftausdrücke des Wopalek ohne Widerspruch über sich ergehen, der sich schließlich mit dem Bemerkten, daß er »su urdinäres Mensch« nicht heiraten wolle, für immer entfernte. So verlor die Wetti ihren Bräutigam und wurde zum Ersatze dafür berühmt. Sie brütete Rache; aber als sie noch mit dem Aushecken der abenteuerlichsten Pläne beschäftigt war, wurde der Friede geschlossen und der Erzfeind verschwand.

Der gute Kaiser Franz zog wieder in die Residenz seiner Väter mit seinem ganzen Hofstaat und nun wurde die Wetti ein über das anderemal zur Audienz befohlen, besonders bei Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Ludovica, die ihr sagte: »Mein liebes, Kind, was kann sie klagen, wenn sie bedenkt, daß wir in diesem Frieden mehr als den dritten Teil des Vaterlandes verloren haben.«

Aber die Wetti klagte gar nicht mehr. Sie mußte ihre Geschichte so oft erzählen, die Damen verlangten alle Einzelheiten auf das Genaueste, und die es schon gehört hatten, luden sie zu Damenjausen ein, wo sie es noch einmal erzählen mußte, so daß das Mädchen mit der Zeit merkte, wie die vornehme Welt sie um das Erlebnis mit dem Meteor des Jahrhunderts beneidete. Wenn sie zuerst nur zögernd und mit gesenktem Blick davon gesprochen hatte, weil sie sich schämte, erzählte sie dann kühn und mit blitzenden Augen, wie Napoleon zu ihr gesagt hatte: »eh bien, déshabillez vous« und wenn die Damen das Wort nachsprachen und von ihr verlangten, daß sie auch den authentischen Gefühlston hineinlege, dann tat sie auch das und man mußte sich wundern, wie viel Zärtlichkeit in der lakonischen Kürze stecke. Manchmal kam es vor, daß sie geradezu gefragt wurde, ob sie denn wirklich wegen des Autogrammes hinausgegangen sei, und wenn sie der Wahrheit gemäß antwortete, begegnete sie entweder Unglauben oder geringschätzigem Lächeln. Deshalb half sie sich bald und quittierte solche Fragen nur mit einem vielsagenden Lächeln.

Als der gute Kaiser Franz erfuhr, daß die Wetti, die ihm wie ein Symbol des Vaterlandes, das die schönsten Provinzen verloren hatte, vorkam, auch um den Bräutigam gekommen war, da ließ er sich den Wopalek holen und versprach ihm den Portierposten im kaiserlichen Augartenpalais, wenn er die Wetti heirate. Einem solchen Anerbieten kann ein Böhm nicht widerstehen. Er verzieh der Wetti. Aber es hätte nicht viel gefehlt, daß er der Wetti jetzt nicht gut genug gewesen wäre. Es ist auch keineswegs gewiß, ob nicht die Wetti und ihr Liebreiz dazu beitrug, daß Napoleon ein halbes Jahr darauf eine Österreichische Prinzessin heiratete. Kaum zwei Monate, nachdem er die Wetti kennen gelernt, ließ er sich von Josephine scheiden. So spielt die Vorstadt in die Weltgeschichte. Nur der Vergleich mit dem Vaterlande stimmte auf die Dauer nicht mehr. Es kam Leipzig und Waterloo, das Vaterland wurde so

groß, wie es ehemals gewesen, aber niemand auf dem Wiener Kongreß konnte der Wetti zurückgeben, was ihr der Korse geraubt hatte.

Fritz Wittels

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Ein Diktat Bismarcks?]

Politiker. In Berliner Blättern erschien eine Danksagung der Frau Sophie von Boetticher, deren Text ihr, wie Eingeweihte behaupten, direkt von Bismarck aus der andern Welt diktiert worden ist, die nämlich mit einem syntaktischen Witz ohnegleichen die irdische Hülle der politischen Heuchelei von dem Charakterbild des teuren Verblichenen hebt und die wunderbare Verwandlung eines treuen Bismarckianers vor der Nachwelt stigmatisiert. Die Witwe Boettichers sagt.

»Die reiche Fülle herzbewegender Teilnahme, welche mich und meine Kinder bei dem Heimgange MEINES GELIEBTEN MANNES IN VERSCHIEDENER GESTALT begleitet hat, macht es unmöglich, jedem der Freunde ein Wort des Dankes zu sagen ... «

[Von der irdischen Gerechtigkeit]

Irdischer Richter. Als der Name Josef W. aufgerufen wurde, erzählt der Gerichtssaalbericht, erschien ein robuster Mann im Saale mit dem Angeklagten auf dem Rücken. Der Mann teilte dem Richter mit, daß der Krüppel auf seinem Rücken seit Geburt unbeweglich und gelähmt sei; er habe ihn zu Gericht getragen, da ihm eine Gebühr für den Transport versprochen worden sei. Der Richter sagte, er könne ihm, da er nicht als Zeuge vorgeladen sei, keine Gebühr anweisen. Daraufhin ließ der Mann den Angeklagten auf eine Bank nieder und erklärte, daß er, wenn er nicht bezahlt werde, nach Hause gehe und das Gericht dann den W. zurücktragen lassen könne. Der Richter meinte, er möge nur nach Hause gehen, das Gericht werde sich schon zu helfen wissen. Der Begleiter des Angeklagten entfernte sich. Der Richter hielt dann dem auf der Bank kauern den unbeweglichen Angeklagten vor, daß er einem Gerüster auf der Straße eine silberne Uhr gestohlen haben solle. Der Angeklagte erwiderte, es müsse eine Verwechslung vorliegen, denn er könne sich überhaupt nicht auf der Straße fortbewegen und darum niemandem eine silberne Uhr stehlen. Der Richter beschloß zur Vorladung des Gerüsters die Verhandlung zu vertagen. Jetzt tauchte die Schwierigkeit des Rücktransportes des Angeklagten auf und nach Einvernahme mit dem Vorstande des Gerichts wurde W. von zwei Justizsoldaten zu einem Einspanner getragen und in Begleitung eines Amtsdieners nach Hause befördert. — Vor einem galizischen Schwurgericht wird eine Frau, die ihr Kind totgeprügelt hat, von der Anklage des Mordes, beziehungsweise Totschlags freigesprochen und wegen »Überschreitung des häuslichen Züchtigungsrechtes« zur Strafe des VERWEISES verurteilt. »Sie, Angeklagte, hören Sie, daß mir so etwas nicht wieder vorkommt!« ... Besonders abschreckend dürfte die Strafe wirken, wenn die Angeklagte über ein zweites Kind nicht verfügen sollte.

[Der letzte Idealist]

Idealist. Der einzige Rezensent, der die »Ninon von Lenclos« des Herrn Ernst Hardt nicht aus literarischen, sondern aus moralischen Gründen abfällig beurteilt hat, ist der in der dritten schlesischen Dichterschule sitzen gebliebene Herr Max Kalbeck. Er schreibt:

»Der Autor sollte seine widerlich erotische, mit Blutschande tändelnde Verherrlichung der berüchtigten Kurtisane ins Französische übersetzen und die Ambition fahren lassen, ein deutscher Dichter zu sein. In Paris, wo das Andenken an die 'heilige Ninon' in 'Ehren' gehalten wird, mag man sich für die Dramatisierung der Anekdote interessieren, welche den in seine liederliche Mutter verliebten Vicomte v. Villiers zum Selbstmörder par dépit macht. Auf der deutschen Bühne bleibt 'Ninon von Lenclos' hoffentlich ein Mißverständnis und hat wohl auch nur einem solchen ihre Aufführung im Burgtheater zu verdanken.«

Das ist doch einmal deutsch und tüchtig gesprochen! Lebte diese Ninon heute und widerstände ihr niemand, Herr Kalbeck widerstände ihr. Er würde dieser Potiphar¹ sein Jägerhemd lassen und glücklich entkommen. Leider ist das Experiment nicht zu machen. Denn Ninon ist tot und Herr Kalbeck lebt ... Er ist übrigens der einzige erwachsene Schriftsteller, der auch den unverfänglichsten Problemen gegenüber immerdar den Beweis erbringt, daß er sich ein reines Gemüt bewahrt hat. Er errötet, wenn er einer Schiller'schen Frauengestalt begegnet. Es gibt heute keinen Mittelschüler, der bessere deutsche Aufsätze zu machen instande wäre, als Herr Kalbeck. Bringt das Burgtheater »Wallenstein«, so weiß er sofort, daß man da entweder über den Fluch der bösen Tat oder über das Los des Schönen auf der Erde sich auslassen kann. Und eine Aufführung des »Tell« überzeugt ihn besser als z. B. die Existenz der 'Fackel' von der Wahrheit der Erkenntnis, daß der Frömmste nicht in Frieden bleiben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Über einen neuen Darsteller des Max Piccolomini schreibt er:

»Sein Max war, was er sein soll: der feurige, edelmütige, uneigennützte Jüngling, der die Welt nach sich beurteilt und die Menschen verkennt; der zarte ritterliche Liebhaber, der auch ein Held in der Schlacht sein kann, aber, in holdem Glückeswahn befangen, den rauhen Krieger im Arm der Geliebten vergessen möchte und von dem Frieden einer seligen Zukunft träumt«.

Kann man den Ton der Klassikerausgaben für Mittelschulen besser treffen? Max, bleibe bei mir, geh nicht von mir, Max! So mag auch der Generalissimus des 'Neuen Wiener Tagblatts' sprechen, wenn der letzte Idealist einst die kritische Feder niederlegen sollte. Rings um ihn ist in der Redaktion wenig Verständnis für Feuer, Edelmut und Uneigennützigkeit vorhanden. Anklänge an »Wallenstein« sind sehr spärlich. »Ich hab' hier bloß ein Amt und keine Meinung«, kann zwar jeder Angestellte des 'Neuen Wiener Tagblatts' sagen; denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme. Aber »Dank vom Haus Österreich!« rief Herr Mendl Singer, als er bloß die kaiserliche Anerkennung statt des ersehnten Ordens bekam. Sonst hätte er zwar nicht »In deiner Brust«, immerhin aber »AN deiner Brust sind deines Schicksals Sterne« zitieren können. »Keines Überfalls gewärtig« waren die Redakteure des 'Neuen Wiener Tagblatts', als einst Herr Schönerer in die Redaktion eindrang, und dachten: »Das war kein Heldenstück, Octavio!« Und als über meinen Prozeß gegen einen Kritiker des Blattes die für diesen günstigen Berichte einer Gerichtssaalkorrespondenz erschienen, rief der Chef: »Daran erkenn' ich meine PAPPENHEIMER!« ... So etwa malt sich im Kopf des Herrn Kalbeck das Getriebe der Redaktion, in dem er, ein Fremdling, lebt. Wenn die Mendl Singer und Conried und die Schar ihrer Helfer, die mit den Nachrichten des 'Neuen Wiener Tagblatts' Prag, Pest und Berlin versorgen, ans Tele-

1 Die Jacke hielt aber Potiphars **Weib** in Händen (Gen 39.7)

phon stürzen, mag dieser Max ausrufen: »BLAST, BLAST! O wären es die schwed'schen Hörner!«

[Ein Frauenkenner]

Frauenkenner. Der Kritiker der 'Deutschen Zeitung' hat eine Entdeckung gemacht, die ihm den Nobelpreis eintragen dürfte. Man wird dann erst begreifen, warum Strindberg diese Institution so sehr mißbilligt. Herr Leitich schreibt:

»Es wäre traurig, wenn die Unterordnung des Weibes unter den Mann in der Erwürgung ihrer ethischen Lebenskräfte bestände. Das Umgekehrte muß der Dichter — und wahre Dichter haben es jederzeit und überall getan — zum Weltgesetz erheben: daß der VON NATUR AUS ZÜGELLOSERE, LEICHTSINNIGERE UND IN EROTISCHEN FRAGEN GEWISSENSSCHWÄCHERE MANN durch die dem guten WEIBE INNEWOHNENDE HÖHERE SITTLICHE WÜRDE gebessert oder zum mindesten in Schranken der Scham gehalten werde.«

Goldene Worte! Man glaubt zu träumen, wenn man dergleichen heutzutage liest. Aber das wahre Verhältnis der Geschlechter wird eben erst offenbar, wenn ein Mitglied des Christlichen Frauenbundes einen »Simandl« bändigt.

[Burgtheater]

Kritiker. Mist, den das Burgtheater ablagert, kommt nicht in den Kehrriechtasten des Notizenteiles, sondern wird an der Feuilletonfront ausgebeutelt. Was soll das alberne Geplärr über die Entliterarisierung des Burgtheaterrepertoires, wenn jedem seiner totgeborenen Kinder Concordiabegräbnisse erster Klasse bereitet werden? Die Schauspielerei, nicht die Literatur war seit jeher die Stärke des Burgtheaters, und nicht den Schöpfungen der Kadelburg, Lipschütz, Lothar, Welisch, Bernstein, Müller und Hardt, sondern den Schöpfungen der Baumeister, Sonnenthal, Hartmann usw. müßten Essays gewidmet werden. Der fast achtzigjährige Bernhard BAUMEISTER hat neulich den Richter von Zalamea ¹ gespielt — völlig ungestört von der Anwesenheit irgend eines literarischen Wichtigmachers, der sich bereits für die Unterscheidung der Individualitäten Hans Müller und Ernst Hardt vorbereiten mußte. Kein Ton ward in der Presse hörbar. Eine dieser großartigen Gelegenheiten war mitzu[er]leben, bei denen man sich in einer Art schmerzlicher Freude bewußt wird, daß man einmal der Reue überhoben sein könnte, sie nicht mitgelebt zu haben. Nie war der alte Riese größer als an diesem Abend, nie habe ich auf einer deutschen Bühne — die Wolter und Matkowsky nicht ausgenommen — den Eindruck von einem stärkeren Elementarereignis empfangen. Und dieser Achtzjährige spricht mit einer solchen Klarheit, daß ich auf der vierten Galerie des taubstummen Hauses jedes Wort verstand. Nie kann es ähnliches vorher gegeben haben und nie wird es wiederkehren ... Ich glaube nun, daß Bernhard Baumeister erforderlichenfalls nicht zögerte, sich zur Presse in ähnliche Position zu stellen, wie sein Götz zum Hauptmann. Aber ihre Pflicht wäre es, die großen Feiertage einer absterbenden Kunst in ihrem Kalender anzumerken und ihre Begeisterung nicht ausschließlich dem aufgehenden Glanz der Berliner Dekorationsspielerei darzubringen. Es ist ja gar keine Frage: Wenn die Berliner den »Richter von Zalamea« nach Wien brächten, würde das Gebüsch, hinter dem der gebundene Pedro Crespo sichtbar wird, durch seine Echtheit für die schauspielerische Leistung des Mannes entschädigen.

1 Schauspiel des span. Schriftstellers Pedro Calderón de la Barca, † 1681

Im Burgtheater teilt sich auf Isabels Wink ein lächerlich altmodisches Versatzstück. Aber noch sitzt Bernhard Baumeister dahinter.

[Die Folgen der »Lustigen Witwe«]

Altruist. Gibt es etwas Selbstloseres auf dieser Erde als einen Theaterdirektor? Gewiß nicht. Aber ein wahrer Fanatiker idealen Opfermutes scheint jener Herr Müller zu sein, der in Wien ein neues Operettentheater gründen will. Der Erfolg der »Lustigen Witwe« hat bewiesen, welche unverbrauchten Schätze an Gehirnerweichung in dieser Stadt zu heben waren, Schätze, die naturgemäß durch die Zugkraft jenes Werkes nicht erschöpft werden, sondern im Gegenteil sich mit jeder Aufführung in erfreulicher Weise vermehren. Immerhin hat aber dieser niederschmetternde Erfolg, der bereits auf das Ausland überzugreifen und die Besinnungsfähigkeit der Theaterbesucher von London und Kopenhagen zu gefährden droht, die mißliche Erscheinung gezeitigt, daß zahllose nicht weniger alberne Textbücher vergebens auf Annahme warten. Die Herren Karczag und Wallner sollen einen Schwur getan haben, den Wiener Kretinismus auf die Probe zu stellen, ob er sich so lange durch die fortgesetzten Vorstellungen der »Lustigen Witwe« steigern läßt, bis er die tausendste ermöglicht, oder ob die Auflösung doch noch etwas früher erfolgt. Wie dem auch sei, Werke, die vielleicht mit einem Schlage erreichen könnten, was hier durch eine langwierige Irritation der Wiener Volksseele versucht wird, werben vergebens um die Möglichkeit, sich zur Geltung zu bringen. Diesem Übelstand soll durch die Errichtung eines neuen Operettentheaters abgeholfen werden. Die Selbstlosigkeit des Direktors Müller wird aber noch besonders in einer Eingabe dargetan, in der der Gemeinderat um die Förderung des Projektes ersucht wird. Nach der 'Neuen Freien Presse' heißt es dort, »DIE EIGENARTIGE, DURCH DEN ERFOLG BEDINGTE Repertoirebildung an den bestehenden Wiener Operettenbühnen lasse eine Reihe jüngerer Talente nicht zum Worte kommen«. Herr Müller hat offenbar nicht die Absicht, die Repertoirebildung seines Theaters vom Erfolg bedingen zu lassen. Es ist »eigenartig«, ein Novum in der Theatergeschäftswelt, was die Herren Karczag und Wallner tun: sie halten ein Stück auf dem Repertoire, das — so lautet ja der Jobber—Ausdruck — »volle Häuser macht«. Das wird Herr Müller nicht tun. Täte er's, führte er eine und dieselbe Operette fünfhundertmal auf, so bewiese er damit doch nur die Notwendigkeit einer zweiten neuen Operettenbühne. Und so fort in infinitum. Nur ein Theater mit einer durch den Mißerfolg bedingten Repertoirebildung hat seine Existenzberechtigung. Die Repertoirebildung darf nicht stagnieren, wenn die Gehirnparalyse fortschreiten soll.

[Eine zionistische Regung]

Zionist. Trotz aller Lage und Lüge der Deutschen in Österreich zieht's die 'Neue Freie Presse' unwiderstehlich nach der messianischen Richtung. So wahr die Sprachenverwirrung beim babylonischen Turmbau nicht durch Verordnungen geregelt wurde, so wahr sind die tschechischen Straßentafeln nicht die richtigen Tafeln Mosis. Immer wieder reißt es die 'Neue Freie Presse' zu solchen Erkenntnissen hin. in ihrem Unbewußten lügt sie nicht, und ihre Irrtümer sind die Wahrheiten des Blutes. Man sehe nur, wie sie z. B. DANSE MACABRE übersetzt. »Ihr morgiges Programm«, schreibt die 'Neue Freie Presse' über eine Violinvirtuosin am 8. März, »enthält Konzerte von Godard und Wieniawski, den MAKKABÄERTANZ von Saint—Saëns usw.«

[Ein lateinisches Zitat]

Lateiner. Unbildung ist eine Tugend, die vielfach nur durch die Bemühung, sie zu verleugnen, beeinträchtigt wird. Der Mann, der neulich in der 'Zeit' »kalos k'agathos« mit »kaiserlich—königlich« übersetzte, hat sich geschadet, da er sichtlich das Bestreben zeigte, um jenes griechische Wort Bescheid zu wissen. Und das 'Neue Wiener Tagblatt'! Wie groß stände es heute da, wenn es vor dem lateinischen Zitat, das es bei der Zentenarfeier des Operateurinstitutes gehört hat: »Melius est unum servare civem, quam mille occidere hostes« einfach kapituliert hätte. Nein, es mußte den Lesern imponieren, und übersetzte: »Besser ist es, einem Bürger zu DIENEN, als tausend Feinde zu erschlagen«. Gewiß, es kann einer kalos k'agathos sein, ohne zu wissen, was dieses Wort bedeutet. Wenn aber ein Blatt wie das 'Neue Wiener Tagblatt' seinen Servilismus statt von »servire« von »servare« ableitet und den Staat zu RETTEN glaubt, indem es jeder Regierung DIENT, so wird die Unbildung zum Charakterdefekt und verliert schon dadurch den sympathischen Beigeschmack, der ihr ursprünglich anhaftet.

[Eine Buchkritik]

Impressionist. Eine Buchkritik, die so mustergültig ist, daß sie über jedes Buch geschrieben werden könnte, befaßt sich in der 'Zeit' mit Arthur Schnitzlers neuen Novellen:

» ... man kann aus ihnen allen die interessante Wendung konstatieren, die Schnitzlers Entwicklung genommen hat. Schnitzlers Streben geht dahin, die Spannungen auf eine edle Weise zu erhöhen. Zugleich, oder eben deshalb, sehen wir ihn bemüht, menschliche Schicksale aus tiefer gelegenen Quellen hervorströmen, menschliche Charaktere aus verborgenen Wurzeln aufwachsen zu lassen. Er geht jetzt in allen seinen Werken über die gemeine Logik hinaus, strebt einer höheren, geheimnisvollen Gesetzmäßigkeit zu, die über allen Dingen ist, deren Sinn und Folge wir nur ahnen und an deren verschlossene Pforten wir nur tasten. Was diese neuen Novellen sonst noch auszeichnet, ist ... diese vollkommen reine Form, in deren Linien sich etwas von dem persönlichen Wert Schnitzlers, von seinem tiefen, durch und durch dichterischen Atem mitzuteilen scheint.«

Sehr fein erkannt ist es, daß sich in der Form eines Kunstwerks etwas von dem persönlichen Wert eines Dichters mitteilt. Da der Kritiker selbst nichts darüber mitteilt, erhöht auch er die Spannungen auf eine edle Weise. Es ist dann Sache des Lesers der Novellen, den Autor von anderen Autoren zu unterscheiden und seinen persönlichen Wert zu bestimmen.

[Aus der Ära nach dem Prozeß Riehl]

Polizist. Aus der Nach—Riehl'schen Ära: Die Zeitschrift 'Das Recht' behauptet, daß die Geschichte der Wiener Sittenpolizei in zwei Epochen zerfalle: die erste beginne mit der Gründung der Ostmark durch Karl den Großen, die zweite mit dem Prozeß Riehl. Aus der zweiten hebt das Blatt ein Ereignis hervor, das ein künftiger Gindely mindestens im Kleingedruckten verzeichnen wird. Auf der Wieden vermietet ein Ehepaar, um leichter den Zins bezahlen zu können, ein Zimmer an eine Person weiblichen Geschlechtes. Das hat selbstverständlich das Bedenken der Polizei geweckt. Sie schöpfte den Verdacht, daß das Ehepaar Kuppelei treibe.

»Am 26. Jänner 1907 erscheint bei den nichts Böses ahnenden Eheleuten ein Polizeiagent und stellt tatsächlich fest, daß das Mädchen gerade einen Herrenbesuch empfangt. Da aber Herr und Dame in ganz unverfänglicher Stellung sind und von einem

Betreten auf frischer Tat nicht die Rede sein kann, erfaßt den wackern Detektive für einen Augenblick gelinde Enttäuschung. Aber nur für einen Augenblick. Denn schon im nächsten Moment kommt ihm ein herrlicher Gedanke. Er fordert den Herrn auf, sich ZU LEGITIMIEREN! Der Herr lehnt diese Zumutung mit einer die gesetzlichen Schranken nicht verletzenden Entrüstung ab. Aber der Polizeiagent läßt sich durch nichts beirren und fordert den Herrn auf, ihm auf das Polizei—Kommissariat zu folgen. Der Herr muß sich der Gewalt fügen und erscheint auf dem Kommissariate. Aber der karge Staat sorgt schon dafür, daß die Polizeibäume nicht in den Himmel wachsen. Das Büro des diensthabenden Beamten ist nur sehr spärlich beleuchtet. Während sich dieser anschickt, die 'Amtshandlung' einzuleiten, faßt der Verhaftete einen herzhaften Entschluß, benützt das im Arbeitszimmer herrschende Clair—obscur und geht ruhig fort. Detektive und Kommissär sahen ihn niemals wieder. So geschehen auf dem Polizei—Kommissariate Wieden« ...

Nicht minder glücklich ward im siebenten Bezirk die Verhaftung der Frau Herzfeld durchgeführt. Der peinliche Eindruck, den man von diesem krassen Akt der Undankbarkeit empfing, ward einigermaßen durch das Entgegenkommen jenes Amtorgans gemildert, das, wie in kriminalistischen Kreisen behauptet wird, seit vier Wochen vor dem Kaffeehaus wartet, in dessen Retirade sich Frau Herzfeld zurückgezogen hat ... Fallen seh' ich Zweig' auf Zweige. Und dennoch darf man dem Gerücht nicht glauben, daß die Behörde gegen die Kupplerinnen deshalb so streng vorgehe, weil sie »der Sachs« die Konkurrenz vom Hals schaffen wolle ... Ein rührender Zug: Die Polizei erfuhr also aus dem Prozeß Riehl, daß in einem tolerierten Hause Ausbeutung, Freiheitsberaubung, hygienische Verwahrlosung geherrscht habe. Da sprangen, um zu retten, die Polizisten von den Betten. (Wo waren die? Sie waren bei der Hand.) Aber sie fanden in den anderen Häusern, die schleunigst untersucht wurden, nichts, was zu beanstanden gewesen wäre. Nur in einem einzigen wurde des Übels Wurzel entdeckt und beseitigt: — — DAS KLAVIER! Die 'Deutsche Zeitung' hatte verlangt, daß die Prostitution des Sinnenkitzels entkleidet werde, und so verfügte denn die Polizei, daß wenigstens das Klavier aus dem Salon in die Rumpelkammer überführt und mit einem Tuch verhüllt werde. In stumpfer Ergebung sitzen die Mädchen und warten, bis wieder musikalische Zeiten in Wien anbrechen. Der Kampf der Polizei gegen die Unsittlichkeit endet mit einem Sieg: Ein Bordellklavierspieler ist brotlos.

[Wiener Unsterblichkeit]

Wiener. Die 'Neue Freie Presse' fährt fort, die Banalität zu Typen zu formen. Zum Telephonmalkontenten und zum Meldzettelschwornen ist neuestens der leidenschaftliche Nichtraucher getreten. Der Nichtraucher war bisher unter den Zeitgenossen, die um Geltung ringen, eine wenig bemerkte Erscheinung. Er mußte sich in den hintersten Winkel der Straßenbahn drücken. Nun hat aber die 'Neue Freie Presse' durch die überraschende Entdeckung, daß der durch das Rauchen entstehende Qualm unangenehm sei, das Selbstbewußtsein des Nichtrauchers geweckt. Und die Folge davon ist, daß täglich Nichtraucher sich zum Worte melden und zu »Vorschlägen« hinreißen lassen, und daß wir nachgerade unter einer argen Nichtraucherplage zu leiden haben. Wieder lernen wir neue Persönlichkeiten kennen, deren wir sonst auf keinem Gebiete öffentlicher Betätigung begegnet wären, und wir dürfen des Tages harren, da endlich jene kraftvolle Individualität erstehen wird, die zu-

gleich für eine Vereinfachung des Meldzettels, für die Herabsetzung der Telefongebühr und für die Einführung des Rauchverbotes auf der Straßenbahn eintritt. Man muß zugeben, daß die 'Neue Freie Presse' Abwechslung in das Dasein des Durchschnittsmenschen bringt. Früher mußte einer bei Begräbnissen mitgehen, kondolieren, gratulieren, sich um das Befinden des Dr. Lueger erkundigen oder sonstige anstrengende Verrichtungen vornehmen, um in die Zeitung zu kommen (Zu meiner Zeit — ! höre ich Herrn Angelo Eisner von Eisenhof seufzen); jetzt genügt es, daß man seinen Meldzettel hinter dem Rücken des Hausmeisters der Redaktion schickt: Anch' io sono Nichtraucher! ... Bis hierher hatte ich geschrieben, als ich erfuhr, wie man in Prag unsterblich wird. Prager Leser bitten mich, der Orgien des dortigen Schmocktums zu gedenken, die sich nach einem unter der Devise »Jumalai!« veranstalteten rituellen Karnevals fest abgespielt haben: Ein Dutzend mitwirkender Koberl, die sich bis dahin mit der Anerkennung ihrer Onkel und Tanten — Väter und Mütter sind gegen die »ausgefallenen Sachen« — begnügen mußten, werden in der 'Bohemia' und im 'Prager Tagblatt' als Vertreter des deutsch—böhmischen Geisteslebens, als Dichter und Denker vorgeführt. Nun, wenn man in Wien nicht rauchen will und in Prag nicht schreiben kann, hat man gerechten Anspruch darauf, daß dies weitere Kreise erfahren. Ich sehe dies ein, seitdem ich die Wahrnehmung gemacht habe, daß eine noch viel geringere Leistung zur Behelligung der Öffentlichkeit legitimiert. Ich habe das 'Neue Wiener Tagblatt' vom 21. März gelesen. Die 'Neue Freie Presse' ist beschämt. Sie ist in der Zulassung zur Unsterblichkeit die reine Akademie der Wissenschaften. An die 'Neue Freie Presse' muß man wenigstens eine dumme Zuschrift richten, wenn man seinen Namen gedruckt sehen will. Man muß es also jedenfalls BEABSICHTIGEN, was an und für sich schon eine geistige Anstrengung bedeutet. Aber um ins 'Neue Wiener Tagblatt' zu kommen, braucht man bloß in einem Konzert gewesen zu sein. Und dazu muß man bekanntlich nicht einmal ein Dummkopf sein. Es ist traumhaft. Fünfzig gesperrt gedruckte Namen von Bankiers, Advokaten, Ärzten, kaiserlichen Räten, Cafétiers und deren Gattinnen springen einem in die Augen. Welches Verdienst haben sich diese Leute gemeinsam erworben ¹ ? Haben diese siebzehn Advokaten und acht Ärzte die drängende Frage des Kinderschutzes gelöst? Sind sie wenigstens dem Meldzettelverein des Herrn Rappeport (mit e) beigetreten? Wollen sie ihr Telefon kündigen? Sind sie Nichtraucher? Nichts von alledem: sie haben einem Konzert des »Verbandes der Wiener Zeitungskorrespondenzen« beigewohnt und »man sah sie u. a.«. Wien, Wien, Wien! Kann's noch toller kommen? Im Delirium sieht man u. a. weiße Mäuse; das Wiener Interesse sieht bereits Cafétiers einem Konzert beiwohnen. Und in dieser Stadt wird der als »kleinlich« verschrieen, der es unerträglich findet, daß sie sich so mit Kleinlichkeiten vollpampft! Die Enge Altwiens hat Genies gezogen, die geistige Versauung Großwiens — mit Wahlrecht und Wahlpflicht — ließe sie kläglich verrecken. Aus diesem Jammer gibts nur eine Rettung: Zugrundegehen! Je mehr Wiener Zelebritäten dieser Veranstaltung beiwohnen, desto besser!

1 Das ist doch noch gar nichts. Wie ein flachköpfiger Bundespräsident ausgerechnet am Tag der Deutschen Einheit 2010 rülpste, gehört der Islam zu Deutschland. Alles staunt. Was hat **der** denn geleistet, daß er nun zu uns gehört? ist es wirklich ein Verdienst, daß die meisten seiner Anhänger von Sozialhilfe, also von **unserem** Geld leben?

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**